

Siebenter Jahrgang | Nr. 1 | Bern, 3. Oktober 1913

Der freie Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von **Arbeitervereinen, Blaukreuz- und christlichen Jünglingsvereinen,** wenn direkt bei der **Expedition** bestellt, die Hälfte.

Redaktion: **Otto Lauterburg, Bern** Münzrain 3. Telephon 2377.

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die **Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann,** Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

Denjenigen Lesern, die uns bereits die Adressen von Bekannten zur Versendung von Probe-Nummern mitteilten, sagen wir besten Dank und hoffen, daß ihr Beispiel noch viele Nachahmer finde.

Zum neuen Jahrgang.

Der „Freie Schweizer-Arbeiter" tritt seinen siebenten Jahrgang an. Er hat keine Ursache, sich seines Erfolges zu rühmen. Der Kreis seiner Freunde und Leser ist ein kleiner und ist in den sechs Jahren auch nicht größer geworden. Den einen ist das Blatt viel zu extrem sozialistisch — man hat uns ja sogar „Anbetung der Sozialdemokratie" vorgehalten, (s. letzte Nummer) — den andern ist es zu angriffs- und kritiklustig, so daß sie sich veranlaßt sehen, uns das Gleichnis vom Splitter und Balken vorzuhalten. Den meisten Menschen ist es peinlich, ihnen ehrwürdig oder aus andern Gründen unantastbar scheinende Institutionen, Anschauungen oder Personen freimütig kritisiert zu sehen. Viele sind überhaupt nicht imstande, die zur Bildung eines selbständigen Urteils nötige Anstrengung aufzubringen, sondern ziehen vor, in den Grenzen des bis jetzt landläufig Anerkannten zu bleiben.

Unser Blatt wurde seinerzeit unter anderm dazu ins Leben gerufen, um Grundsätze zu vertreten, welche die christlich denkenden Arbeiter dann innerhalb der vorhandenen Arbeiterorganisationen verfechten sollten. Unser Gedanke war, die christliche Arbeiterschaft in die sozialen Probleme unserer Zeit einzuführen, ihnen an Hand des Evangeliums eine Wegleitung zu selbständigem Urteil zu bieten, und sie dann zu praktischer und bewußter Mitarbeit im Kampfe für alle gerechten und notwendigen Forderungen zu ermuntern und schulen zu helfen. Ohne vorurteilslose Würdigung der großen Leistungen der Sozialdemokratie und ohne entschiedene Unterstützung ihrer Forderungen, da wo sie uns gerecht erscheinen, war das aber unmöglich. Wir hofften, daß aus den christlichen Arbeitern allmälig eine selbständig denkende, aber loyal und tatkräftig mitarbeitende Minorität innerhalb der sozialdemokratischen Gewerkschaften und sonstigen Organisationen entstehen könnte, von der eine salzartige Wirkung auf das Ganze ausginge.

Die sechs Jahre haben genügt, um uns zu zeigen, daß für diese Hoffnung die tatsächlichen Voraussetzungen fehlten. Eine christlich gesinnte Arbeiterschaft, die für eine solche Aufgabe das Verständnis, den Mut und die Kräfte besäße, gibt es zurzeit nicht. Die Führer und geistigen Leiter aller der vorhandenen christlichen Vereine und Gemeinschaften wandten sich in ihrer großen Mehrheit von Anfang an sehr entschieden gegen unsere Grundsätze und hielten ihre Leute mit Erfolg von jeder Annäherung an uns zurück. Sie ziehen vor, daß ihre Leute sich entweder Scheuklappen über Ohren und Augen ziehen und ängstlich der Stellungnahme zu den sozialen Problemen aus dem Wege gehen — oder daß sie sich hinter dem Rücken ihrer religiösen Leiter doch den sozialdemokratischen Organisationen anschließen, aber dann dort jeder selbständigen Wegleitung entbehren. Jedenfalls haben wir es völlig aufgeben müssen, an einen Erfolg unserer dahinzielenden Bestrebungen zu glauben.

Das wäre der Anlaß gewesen, unser Blatt nun eingehen zu lassen. Da aber der größere Teil unserer Leser sowieso nicht der Arbeiterschaft angehört, sondern den Kreisen der sogenannten „Gebildeten", von denen wiederholt viele uns wissen ließen, sie würden das Verschwinden des „Freien Schweizer-Arbeiter" sehr bedauern, so erscheint er nun doch noch weiter, im Glauben, es bleibe ihm im Kreise seiner Freunde noch eine Aufgabe zu erfüllen.

Allerdings steht uns der Verlust unseres treuesten Mitarbeiters bevor. Herr Pfr. Th. Schmidt in Bern, der in seinen wöchentlichen Umschauen den Lesern stets so reichen Stoff zum Nachdenken lieferte, der so kräftig und zuversichtlich, und dann doch wieder so liebenswürdig und eindringlich für unsere Grundsätze gekämpft hat, tritt wegen bevorstehender Abreise nach Deutschland zurück. Gewiß lassen ihn unsere Leser nur mit großem, aufrichtigem Bedauern, aber auch mit warmem Danke für sein Wirken an unserm Blatt ziehen. Herr Pfr. Sutermeister in Feuerthalen bei Schaffhausen hat sich freundlichst bereitfinden lassen, in die Lücke zu treten und der „Umschauer" unseres Blattes zu werden.

Wer nicht davor zurückscheut, sich gelegentlich an unserem Blatte zu ärgern, wer weder bloße Bestätigung seiner eigenen Ansichten sucht, noch von vorneherein auf seinen Ueberzeugungen zu beharren gedenkt, sondern Anregung, Gedankenaustausch und wenigstens einigermaßen selbständiges Urteil zu finden wünscht, den laden wir herzlich ein, einen Versuch mit unserem Blatte zu machen.

Die Redaktion.

Umschau.

Unsere Bettagsmandate. Bettagsmandate schreiben ist schwer, sie vorlesen, fällt auch nicht immer leicht. Man hat doch manchmal den Eindruck, daß die Verfasser es sich zu leicht gemacht haben. Zwar daß, wie es vor Jahrzehnten gelegentlich vorgekommen ist, ein kirchenfeindlicher und erklärt freidenkerischer Regierungsrat die Aufgabe erhält und sich ihr unterzieht, das Christenvolk zu Dank, Buße und Gebet gegenüber Gott aufzufordern, — das wird hoffentlich nirgends mehr vorkommen. Der verhängnisvollste Fehler ist es wohl, wenn der Verfasser des Mandats mehr an das Kirchenpublikum, als an Gott denkt. Das gibt dann die nichtssagenden Verallgemeinerungen, die jedem längst geläufig sind, die fatalen, weil halbrichtigen und deshalb ungerechten nationalökonomischen Andeutungen (z. B. Appenzell: „Ist es nicht häufig gerade die Genußsucht, welche so viele der harten Arbeit auf dem Lande abwendig macht und sie der genußreicheren Tätigkeit in den Städten und Industriezentren zuführt, und liegt nicht in dieser Flucht ein wesentlicher Grund der Ueberproduktion auf so vielen Gebieten der Industrie?"), oder die direkten Unwahrheiten (in Schaffhausen, wo in diesen Wochen hunderte von Arbeitern wegen Arbeitsmangel entlassen wurden: „Wir müssen dafür dankbar sein, daß es bis jetzt keiner fleißigen Hand an Arbeit und Verdienst gefehlt hat...."); ferner die stereotypen Klagen über Leichtsinn und Genußsucht, d. h. ein fruchtloses Klagen über Symptome, statt eine Aufforderung zur Bekämpfung der Ursachen, die zu Leichtsinn und Genußsucht führen, wie es die Ueberschwemmung unseres Volkes mit Bier und die Freud- und Heimatlosigkeit vieler junger Leute sind. Dementsprechend dann die verschwommenen Vorschläge zur Besserung („rechte Eintracht der Bürger, die nicht durch allzu (so!) selbstsüchtige und leidenschaftliche Verfechtung der Sonderinteressen gefährdet werden darf". — „Wir wollen aufs neue versuchen, unsre Fehler abzustreifen.") Freilich, wo man niemanden verletzen oder abstoßen will (höchstens die, die nicht zur Kirche kommen), da wird man über eine religiös sein sollende Geschwätzigkeit nicht hinauskommen, die klingt, aber niemanden trifft.

Gottlob fehlt es aber auch dies Jahr nicht an wirklich frommen Bettagsansprachen. Als Muster könnte das markige Mandat gelten, das Gottfried Keller als Staatsschreiber auf den 20. Herbstmonat 1863 erlassen hat (abgedruckt in der „N. Zürcher Zeitung" Nr. 261). Ihm kommt am nächsten das diesjährige Berner Mandat, die Kundgebung des Berner Synodalrats: „Es heißt oft, wir müssen wieder werden, wie unsre frommen Väter waren. Nein; nicht nur rückwärts dürfen wir blicken, auch vorwärts müssen wir unsre Jugend weisen. Unsre Zeit hat noch andre Aufgaben, als frühere Geschlechter. Wir haben nicht nur mit blanken Waffen an den Marken des Landes Wache zu stehen gegen den Feind, der von außen drängt. Es gibt auch Feinde drinnen im Lande; sie heißen Trunksucht und Vergnügungssucht, Mißtrauen und Pflichtvergessenheit, Lieblosigkeit und Zuchtlosigkeit (als besonders mächtige innere Feinde scheinen uns bei dieser Aufzählung auffällig zu fehlen: Geldmacherei und Gewinnsucht in allen Formen! D. Red.), und der Kampf gegen sie kann nicht an einem einzigen Schlachttag entschieden werden. Wenn aber das Geschlecht von heute sich nicht entmutigen läßt, wenn seine Liebe stärker ist, als der Haß, wenn es immer mehr seinen schützenden Schild hält über die im Kampf des Lebens Verwundeten, ja, wenn es noch einen Schritt weiter geht und daran arbeitet, daß überhaupt keine Wunden mehr geschlagen und die Quellen der Verarmung zugeschüttet werden, dann dürfen wir das Weitere ruhig dem Herrn überlassen, dann dürfen wir getrost davongehen in dem Vertrauen, daß unsere Kinder und Kindeskinder auf dem Weg, den wir gegangen, weiterschreiten, so daß auch in spätern Zeiten die Bettagsglocken zusammenstimmen werden mit dem Herzensgelübde:

Wir wollen sein einig Volk von Brüdern. *Ein Volk, eine Liebe, ein Vaterland, ein Gott.*“

Kräftig sagt auch das *Aargauer* Mandat: „Das Schweizervolk wird die Achtung der übrigen Nationen nur so lange behalten, als es festbleibt im Kampf gegen gesinnungslose Verschwommenheit, sittliche Schlaffheit und religiöse Gleichgültigkeit; als es willens ist, immer und überall der Wahrheit und der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen.“ Aehnlich *Waadt*: „Toujours plus de Justice! Tel doit être l'ideal de notre patrie et de notre Eglise.“ Und gegenüber dem etwas klaghaften Mandat von *Basel-Stadt*, das auch von gar nichts Gutem im Volk weiß, hat das *Genfer* Mandat doch eher Recht, wenn es — freilich etwas welsch-überschwänglich — schreibt: „On ne peut que se réjouir en constatant qu'aujourd'hui, comme jadis, les nobles causes et les grands principes ne laissent, dans notre pays, personne indifférent.“ Es ist doch immer besser, an das Gute, das in den Menschen ist, appellieren, als sie beständig tadeln. — Sehr gut ist, wie das *Bündner* Mandat an die Pflichten eines Demokraten erinnert: „Es erfordert ernstliche Achtsamkeit, daß ein Volk nicht träge und pflichtvergessen sich der Sorge des Staates überlasse. Im Gegenteil soll jeder Einzelne durch die Einrichtungen des Staates, insbesondre dessen Freiheiten, sich zu den höchsten Anstrengungen anspornen lassen, die gebotenen Rechte durch die Tat für sich und die Seinen in Anspruch nehmen, die bestmögliche Entfaltung seiner Kräfte erstreben, seine Lebenshaltung mit den Leistungen und Bedürfnissen in Einklang bringen und den Volkscharakter nicht verleugnen.“ Aehnlich sagt das Genfer Mandat: „Die Freiheit ist nicht das Vermögen, zu tun was man will, sondern zu tun, was man soll!“ — Erfreulich ist, daß das *Glarner* Mandat auf die werdende kantonale Alters- und Invalidenversicherung hinweisen kann.

Die Einsicht, wie schwer es ist, zu einem aus so vielen verschiedenen Elementen zusammengesetzten Volk religiös von der Gegenwart und der Zukunft zu sprechen, hat wohl hauptsächlich den *thurgauischen* Kirchenrat bewogen, von dem Erlaß eines Bettagmandats für die Zukunft abzusehen. Es wäre zu bedauern, wenn dieses Beispiel Nachahmung fände. Der gute alte Brauch des Bettagmandats will doch immer wieder eindrücklich machen, daß unsere schweizerischen Kirchen *Volks*kirchen sein und *bleiben* wollen. Darum sollen die Mandate nicht nur von der Kanzel verlesen, sondern auch in den Blättern veröffentlicht werden. Aber wer den schweren Auftrag erhält, ein Bettagsmandat zu schreiben, der soll sich sagen, daß er vor Gott steht und dem Volk einzig durch Gerechtigkeit und Wahrheit zu dienen hat.

* * *

Die Hazardspiele vor der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. An der Delegiertenversammlung dieser Gesellschaft in Solothurn hat Pfr. *Hirzel* aus Zürich den Antrag gestellt, es möchte im Anbetracht der Verfassungswidrigkeit der unglückseligen bundesrätlichen Reglementierung der Glücksspiele die Gesellschaft sich grundsätzlich für striktes Verbot aller Glücksspiele aussprechen. Er hat nicht die Mehrheit auf seine Seite bekommen. Es ist klar, daß die Herren, die sich für die eidgenössische Sanktionierung des Lasters im Interesse der Fremdenindustrie wehrten, damit auf die beiden Titel „schweizerisch“ und „gemeinnützig“ endgültig verzichtet haben. Wir sind aber gewiß, daß die tatsächliche Mehrheit der Mitglieder, die ja lange nicht alle an jener Versammlung anwesend waren, auf der Seite Pfarrer Hirzels steht. Nun wird uns einzig eine Volksinitiative vor dieser Schande befreien können.

* * *

Die Lohnämter für die englische Heim- und Werkstättenindustrie. 1910 ist das Gesetz über die Lohnämter in England in Kraft getreten und hat sich bereits auf neun Gewerbe erstreckt: auf die Kettenschmiederei, die Spitzenindustrie, die Schachtelmalerei, die Herren- und Knabenkonfektion, die Zuckerbäckerei, das Konservieren von Früchten, die Hemdennäherei, die Anfertigung von Zinn- und Email-Hohlgefäßen, einige Zweige der Stickerei auf Leinen und Baumwolle, das Rollen und Bügeln in Dampfwäschereien. Darunter sind Industrien, die in schwierigem Wettbewerb mit dem Ausland stehen.

Auch bei vorsichtiger Abwägung des Urteils, sind doch die *Vorteile* der staatlichen Lohnregulierung der Heimarbeit in die Augen fallend. Was vor allem befürchtet wurde: eine Verteuerung der Produkte, ist nicht eingetreten. Der Unternehmer ist den erhöhten Löhnen durch Verbesserung der Technik und Ausschaltung des Zwischenmeisterwesens begegnet, was auch die Lage des Arbeiters verbessert. Mit dem Einsetzen des Lohnamtes ist für das Gewerbe als Ganzes eine Aufschwungperiode eingetreten. Die Löhne seien in einigen Sorten der Fabrikation um 50 bis 100 % gestiegen; sehr oft stiegen die niedern Löhne auf das Niveau, das von guten Unternehmern schon bis hergezahlt worden war. In der Spitzenindustrie z. B. wurde ein Stücklohntarif angenommen, den vor Jahren eine Anzahl sozial interessierter Unternehmer für die Bezahlung der *Zwischenmeisterinnen* vereinbart hatten.

Sehr wichtig ist eine *indirekte* Wirkung der Lohnämter: Auch die von dem Lohnamt noch nicht erfaßten Industrien erwachen zu neuem Leben. Auch die untersten, bisher dumpf dahinvegetierenden ungelernten Arbeiterschichten regen sich und hoffen auf eine Besserung ihrer Lebenslage. Ueberall organisieren sich die Arbeiterinnen und an manchen Orten erreichen sie, auch ohne dem Lohnamt unterstellt zu sein, Tarife und Aufbesserung der Löhne. Selbstvertrauen und Selbstachtung ist in der Arbeiterschaft durch die Lohnamtbewegung mächtig gehoben.

Die Erfolge werden auch für die Zukunft *gesichert* einmal durch die Arbeitgeber selber, die in ihrem eigenen Interesse scharf Wache halten, daß die Gesetze nicht umgangen werden, sodann durch die stark anwachsenden Gewerkvereine. Das gemeinsame Interesse an der lückenlosen Durchführung des Gesetzes hat eine wertvolle Annäherung der Gewerkschaften und der Unternehmer zur Folge. Die Londoner Bäckermeister bitten heute selber um die Unterstellung ihres Gewerbes unter das Gesetz. Endlich ist auch die Regierung — im Unterschied von vielen schweizerischen Behörden — sehr scharf gegenüber Umgehungen des Gesetzes.

Ganz besonders möge man sich bei uns einprägen, daß das gewaltige Experiment der Lohnämter nur dadurch gelungen ist, daß sich die Regierung auf die *Organisationen* stützte, in klarer Erkenntnis, daß eine wirkliche Besserung der Verhältnisse nur zu erreichen ist, wenn es glückt, die Energie der Arbeiterschaft selbst zu wecken. Bei der Durchführung des Gesetzes wurde auch die kleinste und kläglichste Organisation beigezogen und durch solche Mitarbeit mit der Regierung gestärkt; die bekanntesten und befähigtsten Arbeiter wurden befragt. Vor allem aber haben nach dem Urteil des Sekretärs der „Antisweating Ligue“ eine große Anzahl *sozial interessierter Frauen und Männer anderer Stände* zum Gelingen geholfen, die ein Herz für die untersten Arbeiterschichten hatten. Ohne sie wäre es bei dem Mangel an Schulung der Arbeiter und bei ihrer Abhängigkeit vom Unternehmer zu einer schweren Niederlage der Arbeiter gekommen. So ist das Lohnamt, bei allem notwendigen bureaukratischen Apparat, eine durchaus volkstümliche Behörde geworden.

Daß auch durch unsere soziale Gesetzgebung einmal ein so frischer, freier Wind wehte zum Heil besonders auch unserer Heimindustrie!

* * *

Johann Sebastian Bach und die Sozialdemokratie. In Berlin besteht ein „*Verein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse*“, der sich die geistige Hebung der Arbeiterinnen zum Ziel setzt. Er stellte sich die schöne Aufgabe, die Arbeiterinnen mit einigen Meisterwerken *Joh. Seb. Bachs* bekannt zu machen und bat unter andern Künstlern auch den Organisten am Dom, Herrn Ingang, um seine Mitwirkung. Der Künstler sagte zu, bekam aber Gewissensbisse, weil er vernahm, daß der Verein „sozialdemokratisch“ sei und entschloß sich, in letzter Stunde abzusagen. Als er diesen Entschluß bereits gefaßt hatte, kam zum Ueberfluß noch ein Beamter des Polizeipräsidenten v. Jagow und stellte dem Organisten das Bedenkliche vor, das darin liege, daß er, ein königlicher Beamter, bei einer sozialdemokratischen Veranstaltung mitwirke. Der „Vorwärts“ versichert übrigens, daß der genannte Verein durchaus selbständig neben den Organisationen der Sozialdemokratie stehe. Aber dem sei wie ihm wolle. Daß die Arbeiter sich an den niedrigsten und schmutzigsten Vergnügungen, wie sie Berlin in Fülle bietet, amüsiere, dagegen hat die Polizei nichts; wenn aber ein „königlicher Organist“ sie mit den herrlichen und frommen Tonschöpfungen des Altmeisters der deutschen Kirchenmusik bekannt machen will, dann wird ihm dies polizeilich untersagt. Und dann ärgert man sich noch über die Kirchenfeindlichkeit der deutschen Sozialdemokratie! Uebrigens fand das Konzert doch statt; eine Anzahl der ersten Musiker Berlins spielten den andächtig lauschenden Frauen zwei Stunden lang Meisterwerke Bachs vor.

Früher war es in Berlin anders. Der Umschauer erinnert sich mit Freude an eine Aufführung der Matthäuspassion von Bach in Berlin, an der er mitsingen durfte. Der Eintritt, resp. das Textbuch, kostete 25 Pfg. und das preußische Kultusministerium selber hatte sich mit den Gewerkschaften in Verbindung gesetzt, die den Vertrieb der Karten unternahmen und dafür sorgten, daß nur Arbeiter die Aufführung besuchten. So wurde dreimal nacheinander die Passion in der jedesmal dichtgefüllten Garnisonskirche gesungen, d. h. vor zirka 12,000 Arbeitern, und eine aufmerksamere und andächtigere Zuhörerschaft konnte es nicht geben.

Antisozialdemokratische Arbeiterorganisation.

Bekanntlich haben sich seit etwas mehr als einem Jahr an verschiedenen Orten der Schweiz „freie Arbeiterorganisationen“ gebildet, die sich sowohl gegen die konfessionell gefärbten „christlichen Gewerkschaften“, als namentlich auch gegen den sozialdemokratischen Gewerkschaftsbund und die ganze sozialdemokratische Theorie und Taktik sehr entschieden ablehnend verhalten. Wie groß die Zahl der Anhänger ist, weiß man einstweilen noch nicht. In den letzten Wochen ist eine neue derartige Organisation in *St. Gallen* entstanden, deren Aufruf ihre Grundgedanken deutlich erkennen läßt. Wir entnehmen ihm folgenden Abschnitt:

„Wir haben zur Linken die sozialdemokratisch organisierten Arbeiter, deren Wortführer in einer unsäglich gehässigen Sprache ununterbrochen gegen den heutigen Staat und seine Behörden, gegen das Bürgertum, gegen die Arbeitgeber, überhaupt gegen alles, was nicht sozialdemokratisch ist, hetzen und lästern. Zur Rechten wurden die Arbeiter aus konfessionellen Gründen in Verbände zusammengeschlossen. Die konfessionelle Ausschließlichkeit wird den wirklichen Interessen der Arbeiter vorausgestellt. Nun befinden sich aber zwischen diesen beiden extremen Richtungen noch über 80 % der schweizerischen Arbeiterschaft, die hauptsächlich deshalb noch nicht organisiert sind, weil es gegen ihre innere Ueberzeugung ging, sozialdemokratisch oder einseitig konfessionell zu werden. Sie wollen gleichberechtige Bürger eines freien Staates sein und ohne Unterschied der Konfession friedlich nebeneinander leben. Sie erstreben ein befriedigendes Auskommen für die Arbeitnehmer und ein erträgliches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, das auf gegenseitiger Achtung beruhen soll. Sie anerkennen, daß Arbeitgeber und Arbeiter einander gegenseitig gleich notwendig haben, darum wollen sie versuchen, durch friedliche Unterhandlungen ihre Lage zu verbessern. Sie erblicken in der Erhaltung unserer nationalen Industrien und des heimischen Gewerbes auch eine notwendige Aufgabe einer vernünftigen Sozialpolitik und legen daher größten Wert auf eine wirtschaftsfriedliche Entwicklung. *Selbstverständlich soll für den Fall, daß zur Erreichung wichtiger und berechtigter Forderungen die friedlichen Mittel versagen, das Recht zum Gebrauch anderer Mittel für die Beteiligten gewahrt bleiben.**) Sie wollen den Segen der Arbeit wenn immer möglich genießen und daher im Rechte auf Arbeit allseitig geschützt werden. Bei diesen Bestrebungen hoffen sie auf ein verständnisvolles Entgegenkommen derjenigen Arbeitgeber, die auch für die Lage der Arbeiter ein offenes Auge und ein warmes Herz haben, die durch die Tat beweisen wollen, daß sie mit ihrer Arbeiterschaft im Frieden leben wollen. So wollen wir freie Arbeiter unsere Aufgabe auffassen. Nicht trennen und Unfrieden säen, nicht das Volk in Klassen oder Konfessionen auseinanderreißen wollen wir, sondern den Blick auf das Ganze gerichtet, am sozialen und wirtschaftlichen Ausbau unseres Vaterlandes mitarbeiten, es kulturell, sozial und wirtschaftlich heben helfen, damit alle Klassen nebeneinander ihr Auskommen finden, das sei unser Ziel!“

Wir haben in unserm Blatt zu diesen Tendenzen schon mehrfach Stellung genommen und

*) Von uns gesperrt. Red.

stets betont, daß die Grundsätze dieser Bewegung auf dem Papier sehr sympathisch und einleuchtend klingen, weil sie eben Frieden statt Haß und Kampf predigen, und weil sie das gleiche Recht und Interesse für die verschiedenen Volksklassen gelten lassen wollen. Allein wir glauben einfach nicht recht daran, daß in der Praxis auf diesem Wege das gehoffte Ziel einer Besserstellung der Arbeiterschaft zu erreichen ist. Dazu müßte die Arbeiterschaft selber unter sich Frieden halten, statt in verschiedene, wütend einander hassende und bekämpfende Organisationen zu zerfallen. Der Haß aber, den man mit Recht bei der Sozialdemokratie rügt, und mit dem sie ihre anders organisierten Kollegen verfolgt und terrorisiert, wird ihr von diesen, den neuen „freien“ wie den „christlichen“, reichlich wieder vergolten! Das zeigt sich in jeder Nummer der „Arbeiter-Post“, des Organs der neuen Organisationen. Daher tragen auch diese noch zur Selbstzerfleischung der Arbeiterschaft bei und schwächen durch Zersplitterung in hohem Maße deren Kraft zur einheitlichen Vertretung der gemeinsamen Interessen. Sie sind umgekehrt genötigt, eher Anlehnung und Sympathie bei den freisinnigen rc. Parteigruppen und den bürgerlichen Berufsorganisationen außerhalb der Arbeiterschaft zu suchen, und das ist nur solange unschädlich, als sie eben nicht tatkräftig auch dann für die Arbeiterinteressen eintreten, falls diese denen anderer Kreise entgegenstehen. Darauf aber kommt's an. Friedliche Verständigung ist leicht, solange keine Gegensätze da sind. Erst wo diese hervortreten, zeigt sich deutlich, was man will, was man kann und was man muß!

Wir glauben ferner, daß der „Freie Arbeiterverband“ viel zu sehr betont, er stehe auf dem Boden der jetzigen Staats- und Wirtschaftsordnung. Unserer Ueberzeugung nach kann eine durchgreifend wirksame Verbesserung der materiellen, wie der sozialen und moralischen Zustände unseres Volkes überhaupt, nicht nur der Arbeiterschaft, sondern ebensosehr der notleidenden Teile der Bauern und der sonstigen Bürger, nicht eintreten, solange man die jetzige Staats- und Wirtschaftsordnung schlechthin für heilig und unantastbar hält. Es ist viel zu vieles daran faul, verkehrt, ungerecht und unsittlich. Wer mit vollem Ernst für Besserung eintreten will, der muß unseres Erachtens auch eine durchgreifende Umwälzung unserer Staats- und Wirtschaftsordnung, der Gesetze und Rechtsbegriffe, der Eigentums- und Erwerbsverhältnisse wollen. Wer das nicht will, weil er davor zurückschrickt, dessen Verbesserungsbestrebungen mögen im Einzelnen noch so wohlgemeint und anerkennenswert sein, in bezug auf ihre Wirkung werden wir sie stets mehr oder weniger achselzuckend beurteilen müssen.

Auf diesen Voraussetzungen, die noch durch anderweitige Erwägungen gestützt werden, beruht unsere Sympathie für die sozialdemokratischen Bestrebungen, so sehr wir uns über diese auch unser selbständiges und kritisches Urteil wahren wollen. Darum aber können wir auch die antisozialistischen Arbeiterorganisationen nicht sehr hoch schätzen. Wir erwarten viel eher eine günstige Zukunftsentwicklung von den Kräften des Guten und Göttlichen, die innerhalb der Sozialdemokratie sicher mit am Werk sind, und die auch von außen her, durch die Wechselwirkungen des Lebens, notwendigerweise einen stetigen und viel stärker mitbestimmenden Einfluß ausüben, als die Sozialdemokraten selber und ihre vielen Feinde glauben und zugeben wollen. Wir glauben, daß diese Kräfte des Guten langsam aber wirksam alle die schlimmen Auswüchse, die jetzt überall an der Sozialdemokratie in die Augen fallen, eindämmen und zurückdrängen werden, zu gunsten einer gesunden Fortentwicklung und heilsamen Umwälzung unserer sozialen Zustände. O. L.

Zur Beherzigung.

Geehrter Herr Redaktor!

Ich bin einer von denen, die unter dem bedenklichen Verdachte stecken, mit Ihnen und dem, was Sie im „Freien Schweizer-Arbeiter“ vertreten, gemeinsame Sache zu machen. Dieser Verdacht hat mir schon allerlei Unannehmlichkeiten eingetragen, wovon aber hier nicht die Rede sein soll. Sie wissen aber auch, daß ich einer Ihrer unfleißigsten Korrespondenten, ja eigentlich gar keiner bin, daß ich eher zu bedächtigem Tempo ermuntert und zur Vorsicht gemahnt habe. Nicht um diesen bösen Verdacht von mir abzuwälzen — das wird mir nie gelingen — sondern von ganz objektivem Standpunkte aus, möchte ich Ihnen sagen, was mich oft davon abhalten könnte, mich den Vereinigungen der Christlichsozialen begeistert anzuschließen.

An unserm Mittagstisch wird eifrig diskutiert. Die Zeitungen, Bücher, vorab auch sozial gerichtete Predigten werden eifrig besprochen. Und ein schwerwiegenderes Urteil wird kaum abgegeben werden, als das: „Dem Herrn Soundso fehlt jedes soziale Verständnis.“ Aber wie komisch! Unlängst mußte ich die Erfahrung machen, daß just derjenige Tischgenosse, der obiges Urteil am ehesten fällt, sich eine bedenkliche Blöße gab und auch nicht ein Mindestmaß von sozialem Verständnis bekundete, als es sich darum handelte, zugunsten eines sozial Tiefergestellten ein persönliches, kleines Opfer zu bringen. Zur Verteidigung brachte er die gleichen langweiligen Ladenhüter, über die er sich so oft vor uns lustig gemacht hatte.

Sie werden mir sagen, das hätten Sie auch schon erlebt, das sei nichts besonderes, sicher auch kein Grund gegen die Richtigkeit der Sache. Gewiß nicht. Aber der Gedanke scheint doch immer und immer wieder ausgesprochen werden zu müssen: Wir können der Vermehrung eines sozialen Verständnisses kaum mehr schaden, als dadurch, daß wir uns selber so bedenkliche Blößen geben. Wenn alle Leser des „Freien Schweizer-Arbeiters“, überhaupt alle Einzelnen, die sich in sozialen Vereinigungen u. dgl. betätigen, bei sich, mit sich, in ihrem eigenen Haushalt, in ihrem Einflußkreis die vernünftigen Konsequenzen wirklich ziehen würden, so wäre das eine Propaganda sondergleichen, gerade wie es eine Propaganda gegen uns und unsre Ziele ist, wenn wir anders handeln. Wenn uns also unsre Ziele lieb sind, dann kann es nicht schaden, uns selbst in unserm ganzen Tun und Lassen von Zeit zu Zeit aufrichtig zu überprüfen, d. h. einer schonungslosen Revision zu unterstellen. Ich tue das oft und muß mich gewöhnlich vor mir selber schämen. Gleich nachher wird es mir jeweilen klar, daß ich diesem und jenem Mitmenschen Anlaß gegeben habe, von der großen Sache recht klein zu denken. Wir wollen nicht nur groß denken, sondern vorab im Kleinen richtig, d. h. sozial handeln. Wir wollen unsern Nächsten nicht Gelegenheit geben, sich an uns zu ärgern, weil wir nur Theoretiker sind und nur so lange laut schreien, als von uns selber kein Opfer verlangt wird.

Sie wissen, daß es mir verschiedener Umstände wegen nicht möglich ist, in Vereinigungen u. dgl. mitzumachen. Zum Glück verlangt dies mein Gewissen auch nicht. Hingegen glaube ich, doch auch ein Salz zu sein, wenn ich mich bis in alle Konsequenzen bemühe, allen mir Untergebenen ein untadeliges Beispiel vorzuleben.

Dies als quasi Begründung und Entschuldigung, wenn ich mich auch im Laufe dieses Winters trotz aller Einladungen nie werde sehen lassen.

—r.

Schweizerische evangelisch-soziale Unterstützungskasse Zürich.

Bericht über das erste Semester 1913, erstattet vom Zentralvorstand.

Das erste Halbjahr 1914 brachte für die S. E.-S. U.-K. seit ihrer Gründung die größten Ueberraschungen. Die ersten vier Monate verliefen sehr ruhig, so daß der Zentralvorstand die ihm von der Delegiertenversammlung überwiesenen Arbeiten ruhig erledigen und die revidierten Statuten dem Druck übergeben konnte. Niemand rechnete mit der Möglichkeit eines baldigen, größere Dimensionen annehmenden Streikes in der Schweiz, was wohl seinen Grund in der allgemeinen wirtschaftlichen Krisis hatte. Selbst als im März in Elberfeld und Crefeld der Streik der Seidenfärber ausbrach, rechneten wenige darauf, daß dieser Ausstand seine Wellen bis in die Schweiz schlagen werde, dies umso weniger, als der deutsche Färberstreik für die Arbeiter erfolglos verlief. Doch alle diese Annahmen trügten. Schon Mitte Mai erschienen deutsche Gewerkschaftssekretäre und konnten einen Teil der hiesigen Arbeiterschaft bewegen, sich einem Streik, zur Erreichung einer Lohnerhöhung, anzuschließen. Der Ausstand war zwar nirgends vollständig, überall gab es eine ansehnliche Zahl, teilweise bis zur Hälfte aller Arbeiter, die fortgesetzt der Arbeit oblag. Trotzdem glaubten einige unserer Mitglieder, aus verschiedenen Gründen, sich an der Bewegung beteiligen zu müssen, und so kamen wir in die Lage, in den Sektionen Zürich III, Talwil und Horgen Unterstützungen auszahlen zu müssen an 8 Mitglieder mit zusammen 107 Tagen; total Fr. 248. 80. Seit der Gründung der „Sesuk“ ist dies der Höchstbetrag, den wir innert Jahresfrist an Unterstützungen auszuzahlen hatten. Hätte der Streik nur noch einige Wochen gedauert, so wären andere Abteilungen der Seidenbranche stark in Mitleidenschaft gezogen worden und die Unterstützungen hätten dann beträchtliche Aufwendungen erfordert. Unter den Unterstützten befinden sich heute schon Mitglieder, die sich nicht am Streik beteiligt haben, sondern des durch den Streik verursachten Seidenmangels wegen arbeitslos waren und daher das Anrecht auf die statutarischen Unterstützungen hatten. Diese Arbeits- und Verdienstlosigkeit war nicht bei allen Mitgliedern eine vollständige, es gab solche, die wöchentlich nur einen Tag zu feiern hatten. In Anbetracht dessen hat der weitere Zentralvorstand in der Sitzung vom 22. Juni 1913 beschlossen, auch in solchen Fällen die Unterstützung auszuzahlen. Ist die indirekt durch Streik (z. B. durch Materialmangel verursachte Arbeits- und Verdienstlosigkeit eines Mitgliedes keine vollständige, das heißt wiederholt sich dieselbe periodisch (zum Beispiel wöchentlich) während einem Tag, so werden diese Tage zusammengezählt und die Unterstützung gleich wie für aufeinanderfolgende arbeitslose Tage ausbezahlt. Wird die Arbeitszeit täglich regelmäßig um eine oder mehrere Stunden gekürzt, so werden die ausgefallenen Stunden addiert und, sofern sie mehr als eine tägliche Arbeitszeit ergeben, die Unterstützung im Verhältnis zur normalen Arbeitszeit im betreffenden Betriebe verrechnet. Wir bitten die Sektions-Vorstände, von diesen Beschlüssen Kenntnis zu nehmen und ihre Mitglieder davon zu unterrichten, damit sie gegebenen Falls von diesen Begünstigungen Gebrauch machen können.

Zur Erledigung der laufenden Geschäfte hielten der engere und der weitere Zentralvorstand im abgelaufenen ersten Semester zusammen 7 Sitzungen ab; so oft mußten wir in früheren Jahren nie tagen. Viele Geschäfte fanden ihre Erledigung auf dem Zirkularwege, zur Vermeidung von Auslagen schlagen wir überall, wo es einigermaßen geht, diesen Weg ein.

Auch die finanzielle Seite darf mit Befriedigung überblickt werden. Ein Vorschlag von Fr. 1337. 76 erhöht das Reinvermögen auf Fr. 14,680. 24, in welchem Betrage inbegriffen ist die Reserve von Fr. 3000. —. Nur treues Zusammenhalten auch in den Jahren ruhiger, gedeihlicher Entwicklung hat dieses Resultat gezeitigt. Rechnen wir von unserer gegenwärtigen Mitgliederzahl (300) die sogenannten freiwilligen Zahler weg, so ergibt sich ein durchschnittlicher Vermögensbestand von Fr. 48. 95 per Mitglied. Ein weiterer, für uns günstiger Umstand besteht darin, daß in unseren Reihen fast alle Berufe, die sich auf weitere Gegenden verteilen, vertreten sind. Wir können damit rechnen, daß die Möglichkeit eines fast alle Mitglieder betreffenden Ausstandes ferne liegt. Der Kasse werden demnach auch im Falle eines längere Zeit anhaltenden Streikes Mittel zufließen, damit sie nicht allzusehr zusammenschrumpft.

Der Färberstreik hat wieder aufs deutlichste bewiesen, wie der Arbeiter unverhofft, wenn er glaubt, am besten dran zu sein, seine Arbeit niederlegen muß und ohne Verdienst dasteht. Wie wohl muß es ihm zu Mute sein, wenn er weiß: ich bin einigermaßen gedeckt. Der Zentralvorstand wird sich auch in Zukunft Mühe geben, unsere Sache voranzubringen und bittet deshalb die Mitglieder und speziell die Sektionsvorstände um tatkräftige Mitarbeit.

Aus den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“.

Von Ludwig Richter.

Zweiter Teil: **Die Kriegszeit.**

An einem schwülen Sommerabend des Jahres 1811, es dunkelte schon, sahen wir einzelne Gruppen Leute auf der Straße stehen und in einer Richtung nach dem Himmel schauen. „Sie werden den Kometen sehen“, sagte mein Vater, nahm mich bei der Hand und führte mich mit hinunter. Da sahen wir auch auf und erblickten das Himmelszeichen. Ein großer Stern, einen langen Feuerstreif hinter sich herziehend, schimmerte unheimlich geisterhaft über den dunklen Häusern und drohte von den fernen Wohnstätten des Friedens herab auf die unruhigen, bewegten Länder und Völker.

Das Prophezeien von Kriegs- und Heereszügen mochte in jenen Tagen nicht schwer sein; denn seit Anfang des Jahrhunderts hatte ja der gefürchtete dämonische Mann in Europa alles durcheinander gerüttelt, und Deutschland seufzte unter seiner despotischen Faust.

Ein armer, hektischer Schuhflicker, der im Hinterhause wohnte, trat auch zu der Menschengruppe und erklärte einigen Frauen, wie von diesem schrecklichen Kriegsherrn schon die Offenbarung Johannis ganz genau berichte und selbst den Namen des französischen Kaisers.

der uns all das Elend bringe, deutlich nenne; auf Hebräisch heiße er Abaddon, auf Griechisch Apollyon und bei den Franzosen „Napolion!“; er habe das gestern selbst gelesen.

Der Krieg gegen Rußland brach los. Am 16. Mai, dem Vorabend des Pfingstfestes, wurde der Kaiser Napoleon erwartet. Schon nachmittags ging ich mit meinem Vater aus, um das Eintreffen der Franzosen zu sehen. Wir postierten uns an dem heutigen Postplatz; denn sie wurden von Freiberg her erwartet. Die Straßen waren von Menschen angefüllt, die Bürgergarde hatte bis in die Stadt hinein Spalier gebildet. Endlich kamen Leute und riefen, auf den Höhen von Roßtal sei alles schwarz, da kämen sie herunter.

Nach einer Stunde endlich hörte man das Rasseln der Trommeln und die Feldmusik, und nun erschien mit Staub bedeckt die Vorhut, der ein Regiment um das andere folgte. Erst nachts 11 Uhr kamen die prachtvollen Garden, die polnischen Ulanen, die Nobelgarde in Silber glänzend bei dem Schein der Kienkörbe und Fackeln, die längs der Straßen aufgestellt waren. Besonders wunderbar kam mir eine Schar Mamelufen vor. Der Kaiser saß in einem Wagen mit seiner Gemahlin. Trompeten schmetterten, Trommeln rasselten, und dazwischen ertönte das Läuten aller Glocken, Kanonendonner und das Vivatrufen der Volksmenge. Das bunte, kriegerische Schauspiel mußte mich wohl in so später Stunde munter erhalten.

Von dieser Zeit an gab es immer Neues zu sehen und zu erleben, Truppenzüge aller Art, Illuminationen, Feuerwerke, Tedeums und Monarcheneinzüge; es drängte ein Ereignis das andere, aber ich kannte ihre Bedeutung nicht oder nur im allgemeinsten. Ich hatte meine Freude an den bunten Schauspielen. Die Schule konnte ich wegen der weiten Entfernung wenig und später gar nicht mehr besuchen, und ich lag viel am Fenster, wo es immer etwas zu sehen gab. Wir bewohnten zu jener Zeit eine Etage im Goldenen Löwen, oben am Elbberge gelegen, und konnten somit die ganze Amalienstraße bis zum Pirnai'schen Tore und rechts den Elbberg hinab bis nach Neustadt sehen. Die Promenaden existierten damals noch nicht, sondern statt ihrer ein Stadtgraben, und darüber die Wälle der hohen Stadtmauer mit Schanzen versehen und mit hohen Bäumen bewachsen.

Im Anfange des Jahres 1813 sah ich eines Tages bei wildem Schneegestöber über die Elbbrücke, die wir von unserer Wohnung aus überblicken konnten, ein Zug wankender Gestalten kommen, die mich sehr frappierten. Die armen, sonderbar vermummten Menschen waren Franzosen, die aus Rußland zurückkehrten. Reiter, aber zu Fuß, in Pferdedecken gehüllt, auf Stöcke sich stützend, schlichen gebückt und matt einher. Andere hatten Weiberpelzmützen auf dem Kopfe. Lumpen, oder über die schäbigen Uniformen gezogene geraubte Bauernkittel sollten sie vor der schneidenden Kälte schützen.

Das waren nun die ehemaligen Brot- und Bratenverächter, ein Anblick zum Erbarmen! Die Nachricht vom Brande Moskaus, die entsetzliche Vernichtung dieser unermeßlichen Scharen war bekannt geworden. Diese bejammernswerten Reste der großen Armee gaben Bild und Zeugnis des unbeschreiblichen Elendes, welches sie ausgestanden und dem Hunderttausende qualvoll erlegen waren. Man sah ein Gottesgericht in diesen großen Ereignissen, und der Eindruck davon war ein tiefer und gewaltiger. Sonderbar, daß die Menschen ihren Gott eher in Sturm und Feuer, als in dem stillen, sanften Säuseln erkennen.

Im März war die Stadt von dem milderen Reynier besetzt, später von dem verhaßten Davoust, welcher die Elbbrücke bei Annäherung der Russen sprengen ließ.

(Fortsetzung folgt.)